

三

Das ohrenbetäubende Chaos auf dem Markt fühlt sich so an, als ob ich unter einem riesigen Lautsprecher stehen würde. Verkäufer schreien Preise, und Frauen streiten wütend mit genervten Ladenbesitzern. Ein Depp versucht, mit seinem Auto über den Markt zu fahren, und hupt achtlos in den Strom der Leute, die ihn ignorieren. Stände biegen sich unter der Last von Früchten, leuchtendem Gemüse und duftenden Gewürzen. Bunte Stoffe flattern im Wind wie Regenbogensplitter, und das Geschrei der Händler vermischt sich mit dem Lachen und den Rufen der Käufer. Ein Hauch von gebratenen Teigbällchen und gegrilltem Fleisch hängt in der Luft, durchzogen von dem erdigen Aroma frischgebackenen Brotes. Der süße Duft von Mangos weckt Erinnerungen an meine Kindheit, an Tage, an denen meine Mbambah mich mit auf den Markt genommen hat, um Obst zu verkaufen, und ich an den fleischigen Kernen genuckelt habe, bis sie weiß wurden.

MIRRIANNE MAHN wurde 1989 in Buea/Kamerun geboren und wuchs in einem kleinen Dorf im Hunsrück auf. Mittlerweile lebt sie in Frankfurt, wo sie sich als Aktivistin und Theatermacherin gegen Diskriminierung und Rassismus engagiert. Sie ist Referentin für Diversitätsentwicklung und Antidiskriminierung und seit 2021 Stadtverordnete in Frankfurt am Main. Für ihr politisches Engagement wurde sie vom FOCUS Magazin zur einer der 100 Frauen des Jahres 2021 gewählt.

MIRRIANNE
MAHN

ISSA

ROMAN

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich

www.buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung
des Rowohlt Verlags, Hamburg

Copyright © 2024 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Karte Vorsatz: Peter Palm, Berlin

Einbandgestaltung:

Kosmos Design, Münster

Satz aus der Bennet Text

bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung:

Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-7632-7567-0

Für Latisha und Jayden

ISSA , 2006

Morgenübelkeit. Das liest sich so leicht in den Babyblogs, die ich seit Wochen täglich durchforste. Ich dachte, ich hätte eine Vorstellung davon, was es bedeutet. Ich dachte, dass ich morgens aufwachen und dann eilig auf die Toilette rennen würde. Morgens halt oder höchstens noch, wenn mir der Geruch von verdorbenem Essen in die Nase steigt oder der typische U-Bahn-Duft meine Sinne betört. Das vergeht, haben sie gesagt. Iss kleine Mahlzeiten, haben sie gesagt. Trage immer Zwieback in der Tasche, haben sie gesagt. Lügen, alles Lügen.

Ich sitze in einem Air-France-Flugzeug, im Landeanflug auf den Douala International Airport. Seit dem Start in Paris vor sechs endlosen Stunden habe ich mit Übelkeit zu kämpfen. Ich habe alles versucht: Ich habe versucht zu schlafen, Zwieback und Cracker in kleinen Hamsterbissen gegessen und mir Watte in die Nase gesteckt, um dem Whiskey-Atem der Dame auf Platz 18D und dem Geruch von abgestandenem Flugzeugbrokkoli zu entkommen. Bisher habe ich recht gut durchgehalten. Seit fünf Wochen weiß

ich, dass ich schwanger bin, und seit dem Tag des positiven Schwangerschaftstests habe ich angefangen, mich mehrmals täglich zu übergeben. Mittlerweile stört es mich kaum noch, und ehrlich gesagt habe ich auch nicht mehr die Energie, jedes Mal danach meine Zähne zu putzen. Kaugummis und Taschentücher sind nun meine ständigen Begleiter, und die Erfahrung hat gezeigt, dass es nicht immer eine Toilette sein muss. Gullys, Büsche und Tüten sind völlig ausreichend. Daher betrachte ich es als große Errungenschaft, dass ich es nach einer kurzen Session auf der Damentoilette im Flughafen Charles-de-Gaulle bis hierhin geschafft habe. Die gelben Ansnallzeichen leuchten auf.

«Sehr geehrte Fluggäste, wir beginnen nun mit dem Landeanflug auf den Douala International Airport.»

Ein bedrohliches Gluckern ertönt aus meinem Magen.

«Bitte kehren Sie zu Ihren Sitzplätzen zurück und legen Sie Ihren Sicherheitsgurt an.»

Mein Mund füllt sich mit Speichel.

«Ich bitte Sie, Ihren Sitz in eine aufrechte Position zu bringen ...» Ich würge. «... sowie Ihre Vordertische hochzuklappen.»

Mit jedem Meter, den das Flugzeug sinkt, bahnt sich mein Mageninhalt den Weg nach oben. Ich klinge nach der Flugbegleiterin. «I need to vomit. Ich muss mich übergeben. – Ääh, je muss ääh je vet remettre ...», versuche ich es auf Französisch. Sie eilt davon und kommt kurz darauf mit einer Papiertüte zurück. Papier? Ernsthaft? Komm schon. Nur noch zehn Minuten, bis wir landen. Du schaffst das. Komm schon. Draußen erstreckt sich ein dunkelgrünes Meer aus Bäumen. Das Flugzeug gleitet im Halbdunkel über

den saftigen Urwald und scheint auf ihm landen zu wollen. Die bisherigen Landungen, die ich erlebt habe, kündigten sich immer durch die Lichter der angeflogenen Stadt an. Doch in diesem Fall ist weit und breit kein einziges Haus zu sehen. Für einen kurzen Moment scheint sich meine Übelkeit zu legen. Adrenalin schießt stattdessen durch meine Adern.

Es ist ironisch, dass ich ausgerechnet jetzt sterben könnte, wo ich doch gekommen bin, um meinen Tod zu verhindern. Zumindest wenn man meiner Mutter Glauben schenkt. Sie hat mich dazu gedrängt, diese Reise anzutreten, nachdem sie geträumt hatte, dass ich bei der Geburt meines Kindes sterben würde, wenn ich nicht sofort in mein Geburtsland Kamerun zurückkehren würde, um dort die Rituale durchzuführen, die eine Frau vor der Geburt ihres ersten Kindes abschließen muss. Zudem hatte ich von einer gelben Schlange geträumt und war so dumm gewesen, ihr davon zu erzählen. Die Kombination unserer Träume hatte sie veranlasst, um zwei Uhr morgens bei mir und meinem Freund vor der Tür zu stehen. Dort hatte sie panisch verkündet, dass sie nicht tatenlos zusehen würde, wie ein Kind seiner Familie ihre Tochter ins Grab bringt. Meine Mutter hatte bereits einen Sohn verloren, und so versicherte sie dem müden und überforderten zukünftigen Kindsvater, der im Bademantel vor ihr stand, dass sie den Fötus lieber eigenhändig aus mir herausprügeln würde, als ihre älteste Tochter – mich – zu Grabe zu tragen.

Die einzige Möglichkeit schien anfangs zu sein, das Kind abzutreiben, wenn ich überleben wollte. Das vermittelte mir jedenfalls meine Mutter, und mein Vater wollte sowie-

so kein Großvater sein. Acht Tage und viele dramatische Szenen später – inklusive des Eintreffens meiner Tante Frida aus den USA sowie einer Aunty aus Marseille – wurde jedoch beschlossen, dass ich einfach nach Kamerun fliegen solle, um dort Rituale im Wert von mehreren Tausend Euro durchzuführen. Nicht nur die Tarotkarten, die meine Tante Frida gelegt hatte und die meinen baldigen Tod zeigten, unterstützten die These meiner Mutter, auch der untrügliche Instinkt der Aunty, die behauptete, mein Freund, dieser kleine blonde Mann, wolle mir nichts Gutes und würde mir langfristig nur Schmerz und Trauer bringen, verunsicherten mich. Alle bestätigten meine Mutter, dass ich nach Kamerun musste, um dort Rituale vorzunehmen. Rituale konnten in meiner Familie alles sein. Von kleinen und großen Festen zu besonderen Lebensereignissen, wie *Bornhouse* nach der Geburt eines Kindes, oder irgendetwas, um böse Augen abzuwehren. Ich erinnerte mich an Geschichten von blutigen Ritualen mit Menschenopfern, von mythischen Orten und geheimnisvollen Ereignissen in Kamerun, die mir in meiner Kindheit erzählt wurden, aber was davon wahr ist und was nicht, ich weiß es nicht. Auch wenn ich befürchtete, meine Mutter veranstaltete dieses Theater, um mich zu kontrollieren, wie sie es bereits mein ganzes Leben wollte, war es mir insgeheim ganz recht, etwas Abstand von allem zu gewinnen, um mir darüber klar zu werden, wie ich dieses Leben gestalten möchte, jetzt, wo ein Kind dazukommen würde. Und sicher ist sicher. Ich liebe dieses Kind. Also buchte ich den Flug.

Ich schließe die Augen und atme tief ein und aus. Ein großer Fehler. Der beißende Duft des Aftershaves meines Sitz-

nachbarn umgeht die Watte in meinen Nasenlöchern und lässt meinen Magen in gewohnt schmerzhafter Art zusammenzucken. Ich bin fasziniert von der Reißfestigkeit des so fragil scheinenden Papierbeutels. Meinen Sitznachbarn scheint diese Tatsache hingegen nicht zu beeindrucken, er ist inzwischen ein wenig blass um die Nase geworden, fängt sich aber schnell wieder. Zum Glück, denn ich habe mich nicht sechs Stunden lang zusammengerissen, um nun von einem verschwitzten Mittsechziger und seinem Mageninhalt belästigt zu werden. Als ich das klimatisierte Flugzeug verlasse und durch den Verbindungsgang zum Terminal gehe, stoße ich gegen eine unsichtbare Wand, so heiß und schwül ist die Luft. Innerhalb weniger Sekunden bin ich schweißgebadet, und meine Leinenhose mit dem lockeren Hosenbund klebt unangenehm an meiner Haut und zwingt mich dazu, unnatürlich langsam zu gehen, um möglichst wenig Reibung zu erzeugen. Das letzte Mal bin ich 1996 in Kamerun gewesen, als meine Mutter das 25. Todesjubiläum ihres Vaters mit einer siebentägigen Gedenkfeier beging. Sie hatte ihre Verwandten aus aller Welt zusammengetrommelt, um ihnen zu zeigen, dass sie nun eine bedeutende Persönlichkeit war. Damals hielt ich meine Mutter für verrückt, heute tue ich es immer noch, doch auf andere Weise. Denn ich kenne ihre Geschichten so gut, dass ich manchmal glaube, ich hätte sie selbst erlebt. Meine Mutter hat 81 Geschwister, denn sie ist das 72. Kind von Chief Fokumla Thompson des Bokowa-Buea-Stammes, der ein Großneffe des berühmten Chiefs von Douala, Rudolf Manga Bell, war. Ihr Vater hatte 32 Frauen. Polygamie ist in Kamerun auch heute noch verbreitet, und meine Mutter betont immer,

dass 32 selbst für damalige Verhältnisse eine unverschämte hohe Anzahl an Frauen war, was sie jedoch nicht verwerflich findet, vielmehr untermauerte es seinen Status als mächtiger Mann. Nachdem die erste außereheliche Affäre meines Vaters ans Licht kam, fragte ich meine Mutter, warum sie nicht wütend war und ihn verließ. Sie lachte mich aus und meinte, monogame Männer seien schwach: «Ich schneide meinem eigenen Mann doch nicht seine Eier ab.» Verrückt. Ich würde meinem Freund nach einer Affäre nicht nur die Eier abschneiden, sondern sie ihm wahrscheinlich am nächsten Morgen zum Frühstück servieren. Meine Oma erzählt, dass Chief Fokumla die vielen Ehefrauen nicht alle gleichzeitig hatte. Viele verließen ihn aus Eifersucht, sobald er sich eine neue, jüngere Frau ins Haus holte. Meistens wurden sie jedoch, wenn sie in ihre Elternhäuser zurückkehrten, abgewiesen, da niemand bereit war, die Mitgift zurückzuerstatten. Die Frauen kehrten dann entweder zurück an seinen Hof oder verkrochen sich bei weit entfernter Verwandtschaft, in der Hoffnung, dass der Schandfleck ihrer Scheidung über die Jahre verbleichen möge. Meiner Oma war die Promiskuität ihres verstorbenen Ehemanns stets ein Dorn im Auge. Sie behauptete einmal, sie hätte vier Frauen überredet, ihn gemeinsam zu verlassen, doch eine der Frauen habe sie verraten, um den Platz ihrer Kinder an der Seite ihres Vaters zu zementieren und damit auch ihre finanzielle Zukunft zu sichern. Daraufhin seien alle zu ihm zurückgekehrt.

Die erste Frau eines Mannes war das Herzstück der vielschichtigen Familienkonstellation. Sie genoss innerhalb des Gefüges automatisch ein hohes Ansehen und besaß Au-

torität über die nachfolgenden Frauen. Ihre Meinung zählte bei wichtigen Entscheidungen, und oft war sie es, die die Geschicke der Familie mit kluger – oder manchmal weniger kluger – Hand lenkte. Ihre Stellung resultierte nicht nur aus ihrer chronologischen Vorherrschaft, sondern auch aus ihrer Rolle als Mutter der ersten Kinder. Meine Oma hatte sich, auch ohne die erste Frau zu sein, einen gewissen Respekt verdient, konnte Entscheidungen beeinflussen, doch ohne die Zustimmung der ersten Frau ging nix. Dies führte natürlich zu einem anstrengenden Kräftespiel zwischen den Frauen, geprägt von Verhandlungen, Kompromissen und dem Erhalt ihrer Machtpositionen.

Für meine Mutter hingegen war ihr Vater unfehlbar. Sie sprach oft strahlend von diesem imposanten Mann, der sie jeden Tag mit dem Mercedes oder dem Jaguar zur Schule fuhr, von seiner Zuneigung und Zärtlichkeit und davon, dass er seine Kinder nie schlug, obwohl es damals üblich war und bis heute noch ist, Kinder zu züchtigen. Sie erzählte von den kleinen, schönen und manchmal auch unschönen Begebenheiten, die sie mit ihm verband und die sie teilweise auch mit mir und meinen beiden Geschwistern wiederholte, wie das Schlecken von Honigwaben oder die Einläufe mit Kräutertee, die wir alle paar Wochen bekamen. Doch wenn sie über die Zeit nach seinem Tod sprach, wurde sie traurig und verbittert. Denn ihre Verbindung war immer eine besondere gewesen, sie und ihre Schwester lebten ohne ihre Mutter bei ihm. Sein Tod hatte das Leben, wie sie es kannte, von einem Tag auf den anderen auf den Kopf gestellt.

Vor zehn Jahren kehrte sie, mich im Schlepptau, für sechs

Wochen nach Kamerun zurück und kaufte auf dem Weg von Douala nach Buea einen neuen Mercedes-SUV. Gemeinsam mit einer Entourage von drei weißen Männern fuhr sie zu dem Haus, das sie einige Jahre zuvor für ihre Mutter und Großmutter gebaut hatte. Allein die Tatsache, dass weiße Männer für sie arbeiteten und nicht umgekehrt, machte sie zu einer mächtigen Erscheinung. Innerhalb weniger Tage hatte sich die Nachricht im ganzen Land verbreitet, und im Radio hörte man, dass Ayudele Brinkmöller, geborene Fokumla, zurückgekehrt sei, um ihrem Vater Ehre zu erweisen. Täglich bildete sich eine Schlange von Menschen vor dem Hoftor, lang verloren geglaubte Verwandte strömten herbei, um zu beteuern, wie sehr sie damals immer bereit gewesen wären zu helfen. Auch der ein oder andere Halbbruder, der noch lebte, kam vorbei und erinnerte sie daran, wie großzügig sie alle gewesen waren und welche Schulhefte sie ihr und ihrer Schwester gekauft hatten. Einer von ihnen ging sogar so weit zu behaupten, er habe ihr Erbteil jahrelang für sie aufbewahrt, sich gewundert, als sie dann mit dem weißen Mann nach Deutschland ging, und erst dann zugelassen, dass Einbrecher das Geld aus der Kiste unter seinem Bett stehlen konnten. Meine Mutter machten die Lügen dieses Mannes, der auf der Beerdigung ihres Vaters betrunken versucht hatte, sie anzugrabschen, sauer, und sie schärfte mir immerzu ein, dass man den Worten eines Mannes nie bedingungslos Glauben schenken darf, egal wie sehr er weint oder was er auch verspricht. Sie hat es auf die harte Tour gelernt. Aber diesen Quatsch hätte ich auch ohne ihr Mantra niemals geglaubt.

Vier Wochen lang wurden die Feierlichkeiten geplant.

Dazu gehörte der Bau eines Mausoleums für das Grab meines Großvaters, das mit Marmor verkleidet wurde. Eine halbe Herde Rinder und mindestens zehn Ziegen wurden geschlachtet. Die Getränke wurden tagelang mehrmals täglich in großen Transportern geliefert, und ich erinnere mich noch an die ein oder andere Tante, die in ihrem Stuhl einschlief und am nächsten Morgen aufwachte, sich frisch machte und lautstark nach Kuchen und Bier verlangte. Sogar Präsident Paul Biya kam mit seinen Ministern, von denen einige Brüder und Söhne des Chief Fokumla waren. Ich schüttelte so vielen nahen und fernen Verwandten die Hände und zählte so viele Cousinen und Cousins, viele davon extra aus Europa angereist, dass ich beschloss, niemals einen Mann zu daten, der biologische Verbindungen nach Kamerun hatte, da es durchaus möglich war, mit ihm verwandt zu sein. In diesen Wochen erlebte ich als Teenagerin zum ersten Mal die Kultur meiner Mutter und genoss sie in vollen Zügen. Diese Traditionen, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden und die alle Nachkommen, egal wo auf der Welt sie mittlerweile lebten, selbstverständlich weitertrugen. Da gab es den Cousin aus Frankreich, der mühelos seinen maßgeschneiderten Anzug gegen die traditionelle *Agbada* tauschte, und die Tante, die in London als Anwältin arbeitete und gleichzeitig als Priesterin Hühner für eine der zahlreichen Zeremonien schlachtete.

Die Feier war ein riesiger Erfolg, und meine Mutter verließ das Land als Heldin all derer, die damals aufgrund ihrer korrupten Halbbrüder Probleme gehabt hatten – und als neue Todfeindin ebendieser. Meine Mutter erzählte mir zum ersten Mal wenigstens ein bisschen von ihrer Kindheit,

und ich begriff, dass auch sie Ungerechtigkeiten erfahren hatte, dass sie trotz eines reichen Vaters Hunger leiden müssen, da einzelne Männer ihre Gier über das Wohlergehen anderer gestellt hatten. Und dass meine Mutter es gewagt hatte, ihre Geschichte umzuschreiben, sie sich geweigert hatte zu akzeptieren, dass sie in einer Welt lebte, die ständig nur Geschichten erzählte, in denen Mädchen und Frauen die Opfer waren. Doch kaum jemand ahnte, dass meine Mutter den Kredit, den sie für die Feier aufgenommen hatte, noch jahrelang abbezahlen würde und dass diese Aktion ihre Ehe beinahe geschrottet hätte. Es war ein großer ausgestreckter Mittelfinger an ihre Vergangenheit, und weder die Neider noch die Bewunderer konnten ahnen, dass ihre hochpubertierende Tochter, die sechs Wochen lang gezwungen wurde, ausschließlich Weiß zu tragen, um böse Geister und Flüche abzuhalten, zehn Jahre später als schwangere, unverheiratete Frau am Flughafen Douala eintreffen würde, um im Urwald lebensrettende Voodoo-Rituale durchzuführen.

In der Ankunftshalle ist es laut, stickig und staubig. Mein Begrüßungskomitee besteht aus George, der sich durch die Menge der wartenden Menschen einen Weg zu mir bahnt und mich gerade rechtzeitig erreicht, um einen Taschendieb davon abzuhalten, meine Bauchtasche mit einem Teppichmesser aufzuschneiden. Gelassen hievt er meinen Koffer auf seinen Kopf und zieht mich am Arm durch die Menge zu einem zerbeulten, gelb gestrichenen Toyota Corolla. Der Wagen hat definitiv schon bessere Zeiten gesehen und wird größtenteils mit Klebeband zusammengehalten. Bevor George mich auf den Rücksitz bugsiiert, sagt er mir noch

verschwörerisch, dass ich nicht sprechen soll, bis wir in das andere Auto steigen, und umarmt mich etwas unbeholfen. Es ist mir unangenehm, weil ich schwitze und mein Atem in Kombination mit einem Streichholz wahrscheinlich halb Douala in Brand setzen kann. Während wir im Schrittempo durch die vollgestopften Straßen fahren, kann ich meinen Blick nicht von den bunten Neonröhren abwenden, die die Kneipen und Bars erleuchten. Das warme Licht erfüllt die Nacht. Es erinnert mich an meinen letzten Besuch in Kamerun, als ich mit meiner Mutter das *highlife* erkundete. Wie stolz ich damals gewesen bin, in einer Bar zu sitzen und meine Limo zu schlürfen. Damals war ich noch ein Teenager, aber ich fühlte mich wie eine Erwachsene, während ich zwischen den lebhaften Straßencafés und den bunt beleuchteten Bars umherschweifte, ich war unbeschwert und naiv. Ganz anders jetzt mit meinem Koffer voller Beziehungs-, Übelkeits- und Elternprobleme sowie einem Kind im Bauch.

Auf dem Bürgersteig verkaufen Frauen gebratenen Fisch, frittierte *Plantains* und *Poff Poff*. Bei dem Geruch von frittiertem Teig habe ich sofort Hunger. Ich brauche unbedingt und sofort *Suya*. Als der nächste Stand in Sicht ist, möchte ich George bitten anzuhalten, da fällt mir seine Anweisung wieder ein, nicht zu sprechen. Also beobachte ich in Zeitlupe, wie der Stand an uns vorbeizieht, der Duft der leckeren Fleischspieße in scharfer Erdnusspaste schleicht sich durch das offene Fenster und bleibt im Auto hängen. Mein Magen knurrt. Nach wenigen Metern kommen wir zum Stehen, und der Fahrer stimmt in das wütende Hupkonzert der anderen Autofahrer ein. Ein Junge tritt ans Fenster und preist knusprig gebratene *Suya*-Spieße aus einem Korb auf

seinem Kopf an. Sofort laufen Tränen über meine Wangen, diese elenden Hormone, obwohl ich mich mittlerweile fast daran gewöhnt habe, wegen allem weinen zu müssen. Gerade möchte ich einfach nur *Suya* essen, und ich weiß nicht, warum ich nicht sprechen darf.

«*Ashya Sista*. Weine doch nicht», sagt mein Onkel und dreht sich panisch zu mir um. «Eh, Issa, warum weinst du? Hör auf. *I beg*. Was ist los?»

Ob ich einfach normal sprechen soll? Seine Anweisungen ignorieren? Oder sollte ich ihm lieber ins Ohr flüstern und riskieren, dass er durch meinen Mundgeruch das Bewusstsein verliert? Ich entscheide mich für Schluchzen: «Ich hab Hunger. Auf *Suya*.»

«*Eh eh*», ruft George aus und springt aus dem Auto.

«*Boi, boi* ... komm her. Gib mir das *Suya*, oh.»

Der Taxifahrer tritt auf die Bremse, was rein gar nichts ausmacht, da wir eh stehen. Er flucht und fragt, ob George verrückt geworden sei, einfach aus dem Auto zu springen. Mitten in seiner Tirade steigt mein Onkel wieder ein und reicht mir drei Sorten *Suya* mit verschiedenen Soßen und einer Sprite.

«Sie ist schwanger», erklärt er dem Fahrer, dessen Schimpftirade daraufhin sofort verstummt. «*Chop*, Schwester. *Chop*.»

Ich habe vergessen, dass schwangere Frauen hier in der Regel wie Königinnen behandelt werden, denn man kann sich nie sicher sein, ob das ungeborene Kind nicht eine Reinkarnation einer Ahnin ist. Deshalb werden alle Wünsche und Gelüste der Schwangeren, die natürlich vom Fötus stammen, unter Umständen aber ja Wünsche und Gelüs-